

Erbschaften im demographischen Wandel: Soziologische Perspektiven

von Marc Szydlik, Professor für Soziologie an der Universität Zürich¹

I. Einführung

Erbschaften sind in vielerlei Hinsicht ein wichtiges Forschungsfeld. Dies gilt für eine ganze Reihe von Disziplinen,² einschließlich der Soziologie und ihrer vielen Teilgebiete wie die Alters-, Arbeits-, Bevölkerungs-, Familien-, Generationen-, Geschlechter-, Konflikt-, Kultur-, Lebenslauf-, Migrations-, Minderheiten-, Organisations-, Politische, Rechts-, Ungleichheits- und Wirtschaftssoziologie.

Um einige wenige Beispiele zu nennen: Neben rechtssoziologischen Fragen³ betreffen Vererbungen familiensoziologisches Terrain. Immerhin gehen die allermeisten Erbschaften – dies belegen empirische Studien – auf Familienangehörige zurück, und zwar insbesondere auf die Linienverwandten. Erbschaften sind ein Generationenthema.⁴ Sie schaffen Verbindungen zwischen verstorbenen und lebenden Familienangehörigen, zwischen Großeltern, Eltern, Kindern und Enkeln, sie wecken Erinnerungen und Emotionen, und sie können sich auf Machtbeziehungen innerhalb von Familien auswirken, sei es vor der Erbschaft, sei es danach.

Erbschaften sind ein wichtiges wirtschaftssoziologisches Thema. Dies gilt nicht zuletzt für die Weitergabe von Familienbetrieben, die mit Umstrukturierungen und Firmenstilllegungen einhergehen können – mit all den Folgen für Arbeitsplätze, Steuereinnahmen, Angebots- und Nachfragestrukturen, Unternehmenskonzentration, Wettbewerbsbedingungen und Preise für Waren und Dienstleistungen. Dabei zeigen sich auch wesentliche Verbindungen zwischen familien- und wirtschaftssoziologischen Perspektiven, insbesondere bei geplanten bzw. ungeplanten Übergaben der Firmenleitung von einer Familiengenera-

tion an die nächste. Zudem stellt sich die Frage nach dem Konsum-, Spar- und Arbeitsverhalten der (prospektiven) Erben.⁵

Ein zentrales soziologisches Thema betrifft die Ursachen, Ausprägungen und Auswirkungen sozialer Ungleichheit. Gerade hier spielt die Erforschung des Erbschaftsgeschehens eine wesentliche Rolle. Da Erbschaften ein Generationenthema sind, lassen sie sich in Zusammenhang mit weiteren Generationentransfers in Familien stellen. Hierbei ist es hilfreich, eine Lebenslaufperspektive einzunehmen und die Frage zu stellen, inwiefern Erbschaften zu einer Kumulation sozialer Ungleichheit im Lebenslauf beitragen.

II. Ungleichheit im Lebenslauf

Die ungleichheitsrelevante lebenslange Generationensolidarität lässt sich über entscheidende Stationen im Lebenslauf nachverfolgen.⁶ So wirken sich die Ressourcen der Eltern bereits auf die Lebensqualität ihrer kleinen Kinder aus – und schaffen Ungleichheit zwischen Kindern aus ärmeren und reicheren Elternhäusern. So bedingt der finanzielle Hintergrund der Eltern, wo und wie die Familie lebt, z.B. in einer kleinen Mietwohnung in einem heruntergekommenen Stadtviertel oder in einem großen Haus mit Garten in einer besseren Wohngegend. Dazu kommt die Ausstattung der Wohnung und des Kinderzimmers einschließlich weiterer Ressourcen, die den Kindern zur Verfügung stehen. Dabei wirkt auch das Ausmaß an Anerkennung, die Kinder von ihren Freunden erfahren. Hier spielen nicht zuletzt Spiel- und Sportgeräte, Markenkleidung, Reisen, Taschengeld und die Ausstattung eines eigenen Computers eine Rolle. Gleichzeitig wirkt sich die von den Eltern bestimmte Wohngegend darauf aus, aus welcher Sozialschicht die ersten Freunde ihrer Kinder stammen, was wiederum u.a. ihren Bildungsehrgeiz beeinflusst.

1 Es handelt sich hier um eine gekürzte Fassung meines Vortrags vom 19.03.2010 am 5. Deutschen Erbrechtstag in Berlin. Ich danke herzlich für die Einladung.
 2 Künemund, Harald/Marc Szydlik 2009: Generationen – Multidisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. Für eine erbrechtliche Diskussion siehe darin Nicola Preuß: Generationenkonflikt im Recht – Die enterbten Kinder, 189–208.
 3 Vgl. Beckert, Jens 2004: Unverdientes Vermögen – Soziologie des Erbrechts. Frankfurt/Main, New York: Campus.
 4 Szydlik, Marc 2000: Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern. Opladen: Leske + Budrich (verfügbar über www.suz.uzh.ch/szydlik).

5 Vgl. Joulfaian, David/Mark O. Wilhelm 1994: Inheritance and Labor Supply. *Journal of Human Resources*, 29: 1205–1234.
 6 Ausführlich in Szydlik, Marc 2007: Familie und Sozialstruktur. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.), *Handbuch Familie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 78–93.

Besonders wichtig sind die Bildungsweichen, die von früher Kindheit an gestellt werden. Hier wirken der Bildungshintergrund und Bildungsaspirationen, die Kinder zu Hause erfahren. Hinzu kommt, dass gerade in Deutschland eine der wichtigsten Lebensentscheidungen in sehr jungen Jahren getroffen wird, nämlich die Entscheidung zwischen Hauptschule, Realschule oder Gymnasium. Diese Wahl der Schulform hat immense Folgen für lebenslange Ungleichheit, und Eltern haben einen entscheidenden Einfluss auf diese äußerst wichtige Weichenstellung für das gesamte Leben ihrer Kinder. Dieser Generationenzusammenhang ist, wie auch die PISA-Studien belegt haben, in Deutschland besonders stark ausgeprägt.⁷ Je höher die Sozialschicht der Eltern, umso eher besuchen die Kinder bessere Schulen.

Eltern beeinflussen darüber hinaus im nächsten Schritt den Berufserfolg ihrer Kinder, und zwar nicht nur indirekt über ihre Bildung, sondern auch direkt zum Beispiel in Form von hilfreichen Informationen und guten Kontakten bzw. Beziehungen (»Vitamin B«). Nicht zu unterschätzen ist zudem die Frage, wie selbstverständlich es ist, bestimmte Berufsvorstellungen zu entwickeln. Auch hier spielen neben Aspirationen, Informationen und Kontakten die Ressourcen der Eltern eine ganz wesentliche Rolle.

Die Generationenbeziehung endet nicht mit dem Auszug der erwachsenen Kinder aus dem Elternhaus. Eltern und Kinder sind vielmehr lebenslang miteinander verbunden. Dies zeigt sich an häufigen Kontakten, einer engen emotionalen Verbundenheit, seltenen Konflikten – und umfangreichen Hilfen und monetären Leistungen. Finanzielle Transfers von Eltern an ihre erwachsenen Kinder außerhalb des Haushalts sind häufig und umfangreich. In Bezug auf alltägliche Transfers zeigt sich zwar, dass hiervon besonders erwachsene Kinder mit Finanzbedarf profitieren (Ausbildung, Arbeitslosigkeit, Scheidung). Allerdings sind wiederum vor allem die Ressourcen der Eltern entscheidend, so dass höhere soziale Schichten auch mehr erhalten: Wer mehr hat, gibt mehr. Zudem können Zahlungen an studierende Kinder im Sinne von Bildungsinvestitionen langfristig wiederum die Ungleichheit erhöhen.⁸

Wer erhält nun eine Erbschaft? Weniger begüterte Sozialschichten weisen einen größeren Erbbedarf auf – aller-

dings verweist die Lebenslaufperspektive darauf, dass Eltern ihre Kinder lebenslang unterstützen, sozusagen von der Wiege bis zur Bahre. Somit dürften auch für das Erbschaftsgeschehen wiederum vor allem die Ressourcen der Eltern entscheidend sein. Da dies letztendlich eine empirische Frage ist, bedarf es hierzu empirischer Untersuchungen. Viele (soziologische) Erbschaftsfragen sind in der Tat empirischer Natur: Vom wem stammen Erbschaften? Was wird geerbt? Wann wird geerbt? Wer erbt? Welcher Zusammenhang existiert zwischen Erbschaft und Ungleichheit?

III. Empirische Befunde

Das deutsche Sozio-oekonomische Panel (SOEP)⁹ mit 22 000 Teilnehmern in 11 000 Haushalten fragt: »Haben Sie persönlich schon einmal eine Erbschaft gemacht oder eine größere Schenkung erhalten? Wir meinen dabei Übertragungen von Haus- und Grundbesitz, von Wertpapieren, Beteiligungen, sonstigem Vermögen oder größeren Geldbeträgen«.

Von wem stammen Erbschaften? Zunächst belegen die Auswertungen,¹⁰ dass Erbschaften tatsächlich ein Generationenthema sind: die allermeisten Erbschaften (und übrigens auch Schenkungen) gehen auf die Eltern zurück – alle anderen Erblasser spielen eine wesentlich geringere Rolle. Des Weiteren zeigt sich, dass vor allem Geld und Immobilien geerbt werden – Wertpapiere sind deutlich seltener Teil der Erbmasse, und dies gilt vor allem für Betriebe.

Wann wird geerbt? Da Erbschaften vor allem von den Eltern stammen, ist es nicht verwunderlich, dass Erben den Nachlass hauptsächlich in der zweiten Lebenshälfte erhalten. Dies schließt allerdings nicht aus, dass die Erwartung einer Erbschaft bereits (lange) vorher einen wichtigen Einfluss auf die Lebensführung der prospektiven Erben hat.

Wer erbt? Diese Frage ist besonders wichtig, um dem Zusammenhang von Erbschaft und Ungleichheit empirisch nachzugehen. Zwischen Frauen und Männern zeigen sich kaum Unterschiede bei den Erbchancen, umso deutlicher sind die Differenzen zwischen Westdeutschen, Ostdeutschen und Ausländern sowie zwischen Bildungsschichten. Westdeutsche liegen bei Erbschaften deutlich vor Ostdeutschen – hier zeigen sich langfristige Folgen

7 Vgl. Deutsches PISA-Konsortium (Hrsg.) 2001: PISA 2000 – Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich. Opladen: Leske+Budrich; PISA-Konsortium Deutschland (Hrsg.) 2004: PISA 2003 – Der Bildungsstand der Jugendlichen in Deutschland – Ergebnisse des zweiten internationalen Vergleichs. Münster: Waxmann.

8 Vgl. Szydlik 2000 (FN 4) sowie Künemund, Harald/Andreas Motel-Klinenbergel/Martin Kohli 2005: Do Intergenerational Transfers from Elderly Parents Increase Social Inequality among their Middle-aged Children? Evidence from the German Aging Survey. In: The Journals of Gerontology: Social Sciences, 60B: S 30-S 36.

9 Vgl. Schupp, Jürgen/Gert G. Wagner 2002: Maintenance of and Innovation in Long-term Panel Studies: The Case of the German Socio-Economic Panel (GSOEP). In: Allgemeines Statistisches Archiv, 86, 2: 163–175.

10 Umfangreiche Erbanalysen finden sich z.B. in Szydlik 2000 (FN 4) bzw. in Szydlik, Marc/Jürgen Schupp 2004: Wer erbt mehr? Erbschaften, Sozialstruktur und Alterssicherung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 56, 4: 609–629 sowie in Szydlik, Marc 2004: Inheritance and Inequality: Theoretical Reasoning and Empirical Evidence. In: European Sociological Review, 20, 1: 31–45.

der schlechteren Chancen zum Vermögensaufbau in der Deutschen Demokratischen Republik. Migranten kommen noch seltener in den Genuss einer Erbschaft.

Besonders auffällig ist zudem, dass Akademiker wesentlich häufiger erben als Real- und insbesondere Hochschulabgänger. Dies ist ein klarer Beleg für die Kumulation sozialer Ungleichheit über den Lebenslauf – aufgrund der lebenslangen Unterstützungen von Eltern an ihre Kinder. Die größeren Ressourcen von Eltern höherer Schichten kommen ihren Kindern zeitlebens zugute – bis hin zur Vererbung des Vermögens. Damit wird durch die an sich willkommene lebenslange familiäre Generationensolidarität gewissermaßen als »Nebenwirkung« gesellschaftliche soziale Ungleichheit stabilisiert und vergrößert.

Weitere empirische Analysen beziehen sich auf den internationalen Vergleich von 14 europäischen Ländern (basierend auf dem Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe, SHARE). Auch hiermit wird bestätigt, dass Erbschaften vor allem auf die Eltern zurückgehen und insbesondere in der zweiten Lebenshälfte erfolgen. Ebenfalls bestätigt sich, dass bereits solche Personen(gruppen) erben, die ohnehin ökonomisch besser gestellt sind. Größere Erbchancen als in Westdeutschland existieren in Europa insbesondere in Schweden, Dänemark und der Schweiz. Wesentlich seltener profitieren Ostdeutsche, Iren, Tschechen und Polen. Größere Vermögen in einem Land führen auch zu größeren Erbschaften.

Auf Basis dieser Befunde kann man nun Erbschaftsfolgen des demographischen Wandels prognostizieren. Dabei stellt sich insbesondere die Frage, inwiefern zukünftige Vererbungen das bisherige Erbschaftsgeschehen in neue Bahnen lenken.

IV. Demographischer Wandel

Der demographische Wandel beinhaltet Veränderungen der Altersstruktur von Gesellschaft und Familie. Ursachen sind im Kern eine längere Lebensdauer, spätere Geburten und eine geringere Fertilität. Dabei macht es auch in Hinblick auf Erbschaften Sinn, beide Perspektiven in den Blick zu nehmen, also gesellschaftliche und familiäre Zusammenhänge.¹¹

Auf Ebene der Gesellschaft führt die längere Lebensdauer zu einem verstärkten Druck auf den Wohlfahrtsstaat, so dass nicht zuletzt öffentliche Leistungen für Ältere zurückgefahren werden, bspw. in Form geringerer Renten(zuwächse) und Pflegeleistungen.¹² Damit kom-

men auf die zukünftigen Erblasser höhere Selbstkosten zu. Geringere Renten bedeutet, dass Ältere für die Lebenshaltung verstärkt auf ihre Ersparnisse zurückgreifen müssen. Dies gilt auch für zunehmende Gesundheits- und Pflegekosten mit entsprechenden Eigenbeteiligungen. Wenn immer mehr Ältere immer länger leben und dabei wohlfahrtsstaatliche Leistungen zurückgefahren werden, erhöhen sich die Selbstkosten. Zudem können reduzierte staatliche Leistungen auch für Jüngere dazu führen, dass Eltern ihren erwachsenen Kindern verstärkt finanziell unter die Arme greifen müssen. All dies verringert die Erbmasse.

Die Anzahl der Nachkommen kann sich ebenfalls strukturell auf Erbschaften auswirken, nämlich über den Immobilienmarkt. Ein großer Teil des vererbten Vermögens besteht aus Wohneigentum (s.o.), dessen Wert nicht zuletzt vom Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Immobilienmarkt abhängt. Der demographische Wandel führt dazu, dass relativ viele Erblasser aus geburtenstarken Jahrgängen insgesamt viele Häuser und Wohnungen an geburtenschwache Jahrgänge weitergeben. Eine geringere Nachfrage nach Wohnraum bei größerem vererbungsbedingten Angebot kann beispielsweise im ländlichen Raum die Immobilienpreise unter Druck setzen – nicht zuletzt auch, wenn die Kinder bereits selbst über Wohnbesitz verfügen, nicht in die ererbte Immobilie einziehen und diese stattdessen veräußern wollen.

Spannend ist zudem, wie Banken und Versicherer auf zunehmenden Eigenbedarf und weniger Kinder reagieren und Finanzmodelle für Senioren anbieten, die Kredite auf Basis selbstgenutzter Immobilien von Älteren umfassen.¹³ Falls Ruheständler verstärkt ihre eigenen Immobilien beleihen können und dabei besonders hohe Zinsen zahlen, dürfte dies ebenfalls tendenziell geringere Vererbungen zur Folge haben.

Zudem können sinkende Geburtenziffern und Kinderlosigkeit vermöglicher Sozialschichten vermehrt dazu beitragen, dass nicht (nur) an Angehörige vererbt wird, sondern gemeinnützige Organisationen wie Bildungs- und Kultureinrichtungen, Stiftungen und Umweltverbände bedacht werden – auch wenn die allermeisten Vererbungen weiterhin in der Familie bleiben werden.

Die längere Lebensdauer wirkt aber nicht nur indirekt über wohlfahrtsstaatliche Leistungen und strukturelle bzw. gesellschaftliche Bedingungen, sondern auch direkt auf die einzelnen Erblasser und Erben. Hier kann man einerseits Prognosen zur Erbchance bzw. Erbhöhe, anderer-

11 Vgl. Kohli, Martin 1999: Private and Public Transfers between Generations: Linking the Family and the State. In: *European Societies*, 1: 81–104.

12 Vgl. auch Szydlik, Marc 2008: Demographischer Wandel im Wohlfahrtsstaat: Perspektiven für Politik und Forschung. In: Zank, Susanne, Astrid Hedtke-Becker (Hrsg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft im demographischen Wandel – Europäische Perspektiven*. Stuttgart:

Kohlhammer, 13–22. Einige der folgenden Argumente finden sich bereits in Szydlik 2000: 238ff. (FN 4).

13 Vgl. Hus, Christoph: Meine Rente, mein Haus, mein Kredit. In: *DIE ZEIT*, 28. Januar 2010, 28

seits zum Erbalter aufstellen. Die längere Lebensdauer führt dazu, dass das eigene Vermögen länger zur eigenen Versorgung herangezogen wird. Dabei hat sich insbesondere die aktive Lebenszeit verlängert, d.h., es steigen nicht nur die Gesundheits- und Pflegekosten, sondern auch die Ausgaben zur Erfüllung eines aktiven Lebensalters. Dies verringert entsprechend das zu vererbende Vermögen.

Auf der anderen Seite kann die geringere Fertilität insbesondere von vermögenden Sozialschichten zu höheren Erbschaften beitragen, wenn weniger Geschwister als Erbkonkurrenten vorhanden sind. Immerhin wird die Erbschaft auf weniger Personen aufgeteilt. Zudem kann Kinderlosigkeit höherer Schichten zu größeren individuellen Erbschaften führen, wenn kinderlose Erblasser ihre Nichten und Neffen bedenken, so dass diese neben der Erbschaft von den eigenen Eltern auch noch das Vermögen ihrer Onkel und Tanten erhalten.

Der demographische Wandel beinhaltet somit erbschaftsrelevante Folgen, die sich teilweise ausgleichen. Dies gilt nicht nur für Erbchance und -höhe, sondern auch für das Erbalter. Letzteres ist auch deshalb von Relevanz, weil eine Erbschaft in jüngeren Jahren besonders lange genossen werden kann und nicht »nur« für die eigene Alterssicherung und die Erfüllung von Konsumwünschen in späteren Lebensjahren zur Verfügung steht. Zunächst bedeutet eine längere Lebensdauer der prospektiven Erblasser eine spätere Vererbung. Dies kann u.U. dazu führen, dass manche ältere Erblasser ihre gut versorgten Rentnerkinder weniger bedenken und ihren Besitz verstärkt an ihre Enkel weiterreichen.¹⁴ Allerdings stößt ein solches Überspringen an erbrechtliche Grenzen (Pflichtteil an Kinder, Steuerfreibeträge für Enkel), zudem wird das Vermögen weiterhin innerhalb der Familie weitergegeben. Nichtsdestotrotz kann die längere Lebensdauer aus Sicht der erwachsenen Kinder die Erbschaft verringern, wohingegen aus Perspektive der Enkel höhere und frühere Übertragungen erwartbar sind.

In Hinblick auf Demographiefolgen für Erbschaften ist allerdings nicht nur die längere Lebenszeit, sondern auch der spätere Geburtszeitpunkt in den Blick zu nehmen. Hierbei ergeben sich wiederum gegenläufige Effekte. Die für Erbschaften besonders relevanten höheren Sozialschichten leben besonders lange, weisen aber auch besonders späte Geburten und entsprechend größere Altersabstände zwischen Eltern und Kindern auf. Damit dürfte sich das Erbalter der erwachsenen Kinder vergleichsweise weniger ändern.

14 Vgl. Finch, Janet 1996: Inheritance and Financial Transfer in Families. In: Walker, Alan (Hrsg.), *The New Generational Contract – Intergenerational Relations, Old Age and Welfare*. London: UCL Press, 120–134.

Bei der Abschätzung von Erbschaftsfolgen des demographischen Wandels ist auf der einen Seite zu berücksichtigen, dass es sich hierbei generell um langfristige Perspektiven handelt. So werden zum Beispiel im nächsten Jahrzehnt zunächst Eltern geburtenstarker Jahrgänge pflegebedürftig, so dass vergleichsweise viele erwachsene Kinder als potentielle Hilfe- und Pflegeleistende vorhanden sind.¹⁵ Auf der anderen Seite sind neben dem demographischen Wandel auch weitere Entwicklungen festzustellen, die das zukünftige Erbgeschehen beeinflussen. Demographie ist nur ein erbschaftsrelevanter Aspekt unter anderen. Längere Lebensdauer, spätere und weniger Geburten haben eine wichtige Bedeutung, aber man sollte sie auch nicht überschätzen.

So können höhere Bildung und Erwerbsbeteiligung (von Frauen) in einem flexibilisierten Arbeitsmarkt zu einer größeren Wohnentfernung zwischen Familiengenerationen und einem Rückgang der intergenerationalen familialen Pflege der Älteren führen – was wiederum das zu vererbende Vermögen schmälert. Dies gilt auch für veränderte Lebensstile und Sparverhalten zukünftiger Erblasser. Konsum wird wichtiger, Sparen unwichtiger, zuweilen bis hin zum Motto »I'm Spending My Kids' Inheritance«.¹⁶ Wichtig ist ebenfalls die Pluralisierung von Familienformen (Stichwort »Patchworkfamilien«) inklusive zunehmender Scheidungen und Wiederverheiratungen bzw. neue Partnerschaften. Zwar können Kinder aus Scheidungsfamilien durchaus sowohl von leiblichen als auch von neu hinzugewonnenen Stiefeltern erben. Allerdings verringert sich für sie die Erbschaft, wenn das vermögende Elternteil eine neue Beziehung eingeht und ggf. weitere Kinder (Stiefgeschwister) als Erbkonkurrenten in Erscheinung treten.

Zudem beeinflussen Entwicklungen von Wirtschaft, Arbeitsmarkt und (Wohlfahrts-)Staat das Erbgeschehen. Betriebsvermögen folgt wirtschaftlicher Dynamik, Sparquoten hängen von Karriereverläufen ab, und auch das genaue Ausmaß der genannten Demographiefolgen für den Wohlfahrtsstaat ist derzeit noch nicht absehbar. So würde beispielsweise ein späteres Renteneintrittsalter die zunehmenden Kosten aufgrund der längeren Lebensdauer tendenziell verringern – die Erbschaftsfolgen wären somit weniger dramatisch. Hinzu kommen erbrechtliche

15 Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2006: *Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit – Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik* (Siebter Familienbericht). Berlin: BMFSFJ (verfasst von Jutta Allmendinger, Hans Bertram, Wassilios E. Fthenakis, Helga Krüger, Uta Meier-Gräwe, C. Katharina Spieß und Marc Szydlík). Vgl. auch Schupp, Jürgen/Harald Kühn und 2004: *Private Versorgung und Betreuung von Pflegebedürftigen in Deutschland*. In: DIW-Wochenbericht, 71, 20: 289–294.

16 Rosenfeld, Jeffrey P. 1995: *To Heir Is Human*: Updated. In: Hess, Beth B., Elizabeth W. Markson (Hrsg.), *Growing Old in America* (4. Auflage). New Brunswick, London: Transaction Publishers, 531–538.

Regelungen einschließlich Erbschaftsteuern, die mit und neben dem demographischen Wandel wirken.¹⁷

Welche zukünftigen Entwicklungen lassen sich somit bei Erbschaften prognostizieren? Es spricht einiges dafür, dass sich die erbschaftsbedingte Ungleichheit weiter erhöhen wird. Von steigenden privaten Kosten durch den Rückzug des Wohlfahrtsstaates sind alle Älteren betroffen – nur können dies die bessergestellten Sozialschichten besser verkraften. Gleichzeitig wirkt sich für sie die geringere Fertilität besonders stark aus, wenn weniger Kinder doppelt und dreifach erben.

Bei solchen Spekulationen über zukünftiges Erben können wiederum insbesondere empirische Untersuchungen weiterhelfen. Das Sozio-oekonomische Panel (s.o.) stellt folgende Frage: »Was meinen Sie, werden Sie in der Zukunft (noch einmal) eine Erbschaft machen oder eine größere Schenkung erhalten?«. Die Analysen zeigen:¹⁸ Wer bei den bisherigen Erbschaften im Vorteil ist, erwartet auch in Zukunft verstärkt Vermögensübertragungen. Es sind wiederum die Westdeutschen, die hiervon gegenüber Ostdeutschen und Immigranten stark profitieren. Hinzu kommt: Wer bereits eine Schenkung erhalten hat, erwartet häufiger noch etwas für die Zukunft. Wer bereits etwas geerbt hat, bekommt noch etwas dazu. Wer bereits Immobilienbesitzer ist, rechnet eher mit einem Vermögenszuwachs. Zudem sind es wiederum die höheren Bildungsschichten, die besonders häufig von zukünftigen Schenkungen und Erbschaften ausgehen. Die Schichtdifferenzen nehmen sogar noch zu, je weiter man in die Zukunft blickt. Eine Abschwächung der erbschaftsbedingten Ungleichheit ist demnach nicht in Sicht.

V. Fazit

1. Lebenslange Solidarität: Es existiert eine lebenslange Solidarität zwischen Familiengenerationen. Diese besteht zu Lebzeiten – und über den Tod hinaus. Die allermeisten Erbschaften gehen auf die Eltern zurück. Erbschaftsforschung ist damit Generationenforschung. Dabei macht es Sinn, Erbschaften nicht nur auf Familiendeterminanten zurückzuführen, sondern auch gesellschaftliche Kontexte mit einzubeziehen. Dies gilt auch für die Frage, welche Folgen der demographische Wandel für Erbschaften hat.

2. Familie und Wohlfahrtsstaat: Es existieren vielfältige Verbindungen zwischen den Generationen in Familie und Gesellschaft. So fließen im öffentlichen umlagefinanzierten Generationenvertrag die Transfers von unten nach

oben, also von den jüngeren Beitragszahlern zu den älteren Leistungsempfängern. Damit liefern die öffentlichen Transfers die Basis für private Leistungen, die in umgekehrter Richtung fließen – von den Älteren zu den Jüngeren – und dabei die Älteren in die Familie einbinden und Gegenleistungen anregen. Wohlfahrtsstaatliche Entwicklungen können sich damit auch auf die Generationensolidarität in der Familie auswirken – bis hin zu Vererbungen.

3. Renten-Erbschafts-Paradoxie: Die empirischen Befunde widerlegen die etwaige Hoffnung, dass zukünftige Lücken in der Altersversorgung durch zunehmende Vererbungen aufgefangen werden. Zwar erfolgen Erbschaften in der Regel zu einem Zeitpunkt, in dem ein Ausgleich für sinkende Renten durchaus gelegen käme. Allerdings erhalten gerade solche Bevölkerungsgruppen *private* Generationentransfers in Form von Erbschaften, die bereits durch den *öffentlichen* Generationenvertrag besonders hohe Renteneinkommen beziehen. Wer sinkende Renten im Ruhestand besonders schlecht verkraftet, kann in der Regel nicht mit Zuwächsen durch Erbschaften rechnen.

4. Matthäus-Prinzip: Familien vollbringen große und großartige Leistungen – einschließlich beträchtlicher finanzieller Transfers. Aber es existieren auch starke »Nebenwirkungen«, denn die Familienleistungen sind sehr ungleich verteilt. Eltern mit größeren Ressourcen können für ihre Kinder wesentlich mehr erreichen, und zwar lebenslang. Dies reicht von der Lebensqualität in frühester Kindheit über den Bildungserwerb bis hin zu Vermögensübertragungen in späteren Lebensphasen. Die empirischen Befunde belegen das Matthäus-Prinzip: Wer hat, dem wird gegeben. Erbschaften vergrößern soziale Ungleichheit.

5. Demographischer Wandel: Der demographische Wandel wirkt sich auch auf Erbschaften aus. Auf gesellschaftlicher Ebene trägt er zu einem Rückbau des Wohlfahrtsstaates bei, der zu privaten Folgekosten führt und die Erbmasse schmälert – vor allem für weniger begüterte Sozialschichten. Für die vermögenden Schichten ergeben sich hingegen höhere Erbschaften, wenn die geringere Fertilität die Anzahl der Erbkongurrenten verringert und über kinderlose Onkel und Tanten sogar mehrmals geerbt wird. Insofern hat die demographische Entwicklung gerade für das Thema, das die Soziologie besonders interessiert, keine erkennbare nivellierende Wirkung. Im Gegenteil ist eher eine Verschärfung der erbschaftsbedingten sozialen Ungleichheit in Sicht. ▀

17 Vgl. Schupp, Jürgen/Marc Szydlik 2004: Erbschaften und Schenkungen in Deutschland – Wachsende fiskalische Bedeutung der Erbschaftsteuer für die Länder. In: Wochenbericht des DIW Berlin, 71, 5: 59–65.

18 Ausführlich: Szydlik, Marc/Jürgen Schupp 2004: Zukünftige Vermögen – wachsende Ungleichheit. In: Szydlik, Marc (Hrsg.), Generation und Ungleichheit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 243–264.